

60; Lochenstein, Nr. 25; Runder Berg, Nr. 80; Heuneburg, Nr. 31) mit unterschiedlicher Topographie enthalten jeweils weitgehend die überhaupt nachweisbaren Besiedlungshorizonte. Abgesehen von derart naheliegenden Ansätzen ist die Beschränkung auf das nach Lage der Dinge am ehesten Klärbare nicht zu beanstanden, doch hätte man sich außerhalb des Kernthemas Chronologie auch etwas mehr kritische Distanz gewünscht. Einige Hinweise mögen hier genügen: Höhensiedlungen sind recht knapp definiert (S. 18); ein burgähnlicher Charakter wird generell erwartet (S. 13). Es gibt aber offenbar zu den „echten“ Höhensiedlungen auch Übergangserscheinungen (S. 145 f.). Über die genannten Fälle hinaus wäre auch an die großflächigen, nur teilbesiedelten Plateaus zu denken (Nr. 9; 72). Die Heuneburg (Nr. 31) rückt überhaupt erst durch die Befestigung in den Kreis der Höhensiedlungen auf (S. 36). Fundanfall und Besiedlungsdauer werden im allgemeinen als proportional angesehen (z.B. S. 19; 34; eine kritischere Auffassung S. 35). Außerhalb der Kategorie Besiedlung stehen offenbar „Einzel-“ oder „Zufallsfunde“ (S. 51; 71) für eine „kurze Begehung“ (S. 19; 70) welcher Art auch immer. Deutungsansätze zum Anlaß der Höhenbesiedlung und zur Funktion über das verbindende Stereotyp „Schutzanlage“ hinaus finden sich samt impliziten und expliziten Annahmen dazu vielfach im Text.

Daß Höhenstationen Ausnahmeerscheinungen im Siedlungsgefüge ihrer Zeit sind, setzt Verf. weitgehend unausgesprochen, aber sicherlich zu Recht voraus. Über diese nicht weiter thematisierte Annahme erst führt der Weg zu vielen der genannten Interpretationen. Es ist dann von „Fluchtaufenthalten“ (S. 70; 90), „Befestigungen nur für den Fall von Notzeiten“ (S. 41; 90), Schutz gegen Eindringlinge (S. 72; 90) oder „äußere Bedrohung“ (S. 41; ähnlich S. 69) die Rede, von „unruhigen Zeiten“ (S. 69), „strukturellen Veränderungen“ (S. 41; ähnlich S. 71), „wirtschaftlichen Gründen“ (S. 146) wie „Spezialisierung und verstärkter Handel“ (S. 155; ähnlich S. 69), sozialer Differenzierung (S. 39 f.; 69; 90; 146 f.; 155) und „Repräsentationsstreben“ (S. 146). Es werden gewöhnliche „Schutzsiedlungen“ (S. 89) und „Weideposten“ (S. 145; ähnlich S. 70; 89) von „Herrenburgen“ (S. 90; 148) und „Fürstensitzen“ (S. 147) abgesetzt, wobei letztere noch durch geographische Kriterien wie zentrale und periphere Lage (S. 147) oder Verkehrsbedingungen (S. 69 ff.; 147) differenziert werden.

All das spiegelt durchaus die Konventionen, aber auch die Ratlosigkeit der Forschung – Rez. nicht ausgenommen. Das vorliegende Werk bietet insofern nicht eine allgemeine Auseinandersetzung mit dem Thema Höhensiedlungen, sondern erfüllt detailreich und solide den gesetzten Anspruch (S. 11), die vorhandenen Quellen zu erschließen und die Höhensiedlungen chronologisch „in einen Zusammenhang mit dem Ablauf der Vorgesichte zu bringen“.

D-5500 Trier  
Ostallee 44

Hans Nortmann  
Rheinisches Landesmuseum

**Michael M. Rind, Die urnenfelderzeitliche Siedlung von Dietfurt/Oberpfalz.** B. A. R. International Series 377, Oxford 1987. ISBN 0 86054 485 0. 183 Seiten mit 38 Abbildungen, 20 Tabellen, 36 Tafeln und 10 Beilagen.

Im Zuge der Erbauung des Rhein-Main-Donau-Kanals wurden vor allem in den Jahren 1979 und 1980 im Bereich der geplanten Schleuse Dietfurt vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege drei Flächenuntersuchungen vorgenommen. Es wurden seinerzeit 4788 m<sup>2</sup> untersucht, wobei Strukturen einer urnenfelderzeitlichen Siedlung freigelegt und umfangreiches keramisches Fundmaterial geborgen wurden. Hiermit befaßt sich die vorliegende Bearbeitung. Weitere Ausgrabungen fanden 1983 und 1985 statt, sie konnten jedoch in der Publikation von M. M. Rind nicht mehr berücksichtigt werden.

Die erste Ausgrabungsphase (1979/80) muß, wie Verf. mehrfach betont, mit erheblichen Problemen belastet gewesen sein. So wurden – bedingt durch den Termindruck der Kanalbauarbeiten – der Mutterboden maschinell abgetragen und die schwer bearbeitbaren lehmigen Flächen dann planiert und geputzt. Verfärbungen waren in diesem Boden offenbar häufig gar nicht oder nur sehr schwer zu erkennen. Der Mangel an qualifiziertem Personal führte darüber hinaus auch noch zu einer in Teilbereichen mangelhaften Dokumentation.

Somit stand M. M. Rind vor einer keineswegs beneidenswerten Situation, als ihm die Bearbeitung dieser Ausgrabung und des urnenfelderzeitlichen Fundmaterials als Dissertationsthema übertragen wurde. Wohl in Anbetracht der genannten negativen Vorgaben und der abzusehenden eingeschränkten Auswertungsmöglichkeiten – jedenfalls so der Eindruck des Rez. – sah sich Verf. gezwungen, die Zielsetzung seiner Arbeit zu erweitern. Nicht nur die Vorlage und Analyse der urnenfelderzeitlichen Siedlungshinterlassenschaften stehen im Mittelpunkt, sondern ein weiterer Schwerpunkt wird gesetzt durch eine Untersuchung zur Anwendbarkeit von Teilerhebungen durch Zufallsstichproben auf archäologische Fundkomplexe am Beispiel der Keramikfunde aus Dietfurt. D.h., M. M. Rind analysiert zunächst das gesamte keramische Fundmaterial der Grabungsfläche I (rund 10000 Scherben) mittels statistischer Verfahren und geht anschließend der Frage nach, ob zuverlässige Ergebnisse auch dann erreicht werden können, wenn nur ein zufälliger und relativ kleiner Ausschnitt des Gesamtfundbestandes einer Auswertung unterzogen wird. Der Autor vertritt nach umfangreichen Untersuchungen, die sich in zahlreichen Tabellen niederschlagen, schließlich die Ansicht, daß „die Anwendung von Stichprobenauswertungen im Bereich der Ur- und Frühgeschichte in bestimmten Situationen gerechtfertigt“ sei (S. 100). Allerdings werden hierzu folgende Einschränkungen gemacht: Es ist eine Homogenität des Fundmaterials sowie eine genügend große Fundmenge zu fordern. Dabei bleibt die Beurteilung, welche Fundmenge als genügend groß anzusehen ist, nach Ansicht des Rez. völlig subjektiv. Ferner seien Teilerhebungen mit der Forderung auf repräsentative Ergebnisse nur dann anwendbar, wenn bei der Auswertung auf die Fundumstände keine Rücksicht zu nehmen ist. Muß nicht bei 99% aller archäologischen Untersuchungen und Auswertungen auch auf die Fundumstände Rücksicht genommen werden?

Die von M. M. Rind durch den Einsatz der EDV und der statistischen Verfahren erzielten Ergebnisse, die zum großen Teil lediglich auf Häufigkeitsverteilungen bei einer sehr differenzierten Aufgliederung von Merkmalsausprägungen wie Magerung, Glättung, Verzierung, Rand- und Lippenbildung abzielen, überraschen eigentlich nur wenig; nur ein Beispiel sei angeführt: Jeder, der sich einmal mit urnenfelderzeitlicher Keramik befaßt hat, wird auch ohne statistische Untersuchungen wissen, daß die Hauptverzierungszone bei dieser Keramik die Gefäßschulter ist.

Zahlreiche solcher Untersuchungen sind abhängig und in ihrer Aussage bestimmt von einer mehr oder weniger subjektiven und, wie oben genannt, stark differenzierenden Kriteriendefinition. So wurden beispielsweise wieder einmal „Schubladen gezogen“, um die eingetieften Verzierungen in „Kannelur“, „Riefung“ und „Ritzung“ zu sortieren, wobei an dieser Stelle G. Kraft (Bonner Jahrb. 131, 1927, 154 ff.) nicht zitiert wird, der wohl als erster diese Unterscheidung versuchte. M. M. Rind bezeichnet Verzierungen mit einem „halbovalen oder halbkreisförmigen Querschnitt“ als Kannelur und solche mit einem „kantigen, halbrechteckigen, V- oder U-förmigen Querschnitt“ als Riefe. Die Ritzverzierung definiert er nicht, sondern stellt nur fest, daß sie sich vornehmlich auf grobkeramischen Gefäßen und im Zusammenhang mit flächendeckenden Motiven findet. Es ist kaum vorstellbar, daß bei handgemachter Keramik im Sinne einer klaren Merkmalsabgrenzung zu entscheiden ist, ob eine Vertiefung in der Gefäßoberfläche nun mehr halboval, halbkreisförmig, V- oder U-förmig ist; zumal, wie Verf. auf S. 30 schreibt, 99,7% der Scherben aus der

Fläche I einen Oberflächenabschliff aufweisen, durch den mit Sicherheit die Beurteilungsmöglichkeiten zur Abgrenzung solcher Merkmale stark eingeschränkt waren.

Auch zur Klassifikation der Gefäßformen, Rand- und Lippenbildungen, die für die Auswertungen Rinds eine gewisse Rolle spielen, seien einige kritische Bemerkungen gestattet. So scheint eine Abgrenzung der Form 6 „geschwungene Schale“ von Form 7 „Knickwandschale“ (die allerdings im vorliegenden Fundmaterial nach Ansicht des Verf. nicht vorkommt!) nicht möglich. Die Scharfkantigkeit der Form 7 definierenden Profilumbruchs ist herstellungsbedingt, d.h. weitgehend von Zufälligkeiten abhängig und unterliegt außerdem auch einer absolut subjektiven Betrachtung und Beurteilung.

Als Sonderform (8) wird der „Schulterbecher“ genannt. Dieser Terminus ist in der Literatur zur urnenfelderzeitlichen Keramik sehr geläufig, allerdings versteht ihn leider inzwischen nahezu niemand mehr, da er von fast jedem Autor anders verwendet wird. Somit befindet sich M. M. Rind in guter Gesellschaft, wenn er nun noch eine neue Definitionsvariante anbietet, die sich mit keiner der bisher gängigen verbinden läßt.

Auch die Randlippenform wird von ihm einer starken Gliederung unterzogen, wobei auch hier eine Abgrenzung der „abgesetzten Lippe“ (Nr. 2) von der „außen abgestrichenen Lippe“ (Nr. 5) in der Praxis schwerfallen dürfte (vgl. S. 12). Entsprechend verhält es sich mit einigen Randformen, die sicher am Material nicht so klar anzusprechen sind wie das auf der schematisierten Formentabelle (Abb. 7) möglich ist.

M. M. Rind war zweifellos bemüht, die für seine maschinell durchgeführten statistischen Auswertungen notwendigen Merkmalsdifferenzierungen so genau wie möglich zu definieren. Nach Ansicht des Rez. blieb hierbei allerdings oftmals außer Acht, daß die Ausformung vorgeschichtlicher Keramikgefäße zwar ohne Zweifel gewissen Vorstellungen und Regeln folgte, daß es sich dabei aber doch nicht um eine fertigungstechnisch genormte, sondern um eine handwerkliche Tätigkeit handelt, die zahlreichen Zufällen ausgesetzt war; urnenfelderzeitliche Keramik ist handgemacht und keine Drehscheibenware!

So wie Rez. die Besprechung mit der Diskussion zu den von M. M. Rind eingesetzten statistischen Methoden zur Bearbeitung der Siedlungskeramik von Dietfurt begonnen hat, so ist auch die Publikation selbst in groben Zügen aufgebaut. D.h., es werden zunächst die Untersuchungen zu den Häufigkeitsverteilungen der Keramikmerkmale vorgelegt und erst sekundär berücksichtigt Verf. dann auch die Befunde aus der Siedlung und stellt sie dem Leser vor. Wirkt diese Gliederung zunächst nur als etwas ungewöhnlich, so fragt man sich schließlich jedoch, welche Logik sich hinter der Abfolge der weiteren Abschnitte verbirgt: Der nächste beinhaltet nämlich die „Varia und Kleinfunde“, daran schließt sich jenes Kapitel an, in dem die bereits besprochene Anwendbarkeit von Zufallsstichproben untersucht wird, und zum Abschluß folgen zwei Abschnitte über die „Stellung der Dietfurter Siedlung“ und eine „Zusammenfassung“. Mit anderen Worten, statistisch theoretische Teile wechseln mit solchen rein archäologischen Fund- oder Befundinhalten ab.

Betrachtet man das Befundplanum der Fläche I (Beilage 1), so erkennt man ein verwirrendes Bild von Verfärbungsstrukturen, aus denen auf Beilage 2 zunächst die keramikführenden Gruben herausgezeichnet, auf Beilage 3 dann andere Verfärbungen zu 20 Hausgrundrissen zusammengestellt wurden. Eingedenk der anfangs zitierten Feststellung, daß Verfärbungen in dem schweren Boden oft gar nicht oder nur schwer zu erkennen waren, muß unterstellt werden, daß die während der Ausgrabung gemachten Beobachtungen noch genau genug und die Verf. zur Verfügung stehenden Dokumentationen so aussagekräftig waren, um den Schritt zur Rekonstruktion dieser Baustrukturen gehen zu können. Der Leser vermag den Weg von Beilage 1 zu 3 nicht so ganz mühelos nachzuvollziehen. Alle Gebäude und die aus ihnen stammenden Funde werden von Rind genau beschrieben und jeweils durch eine Abbildung mit Grundriß und Pfostengrubenprofilen (soweit angefertigt) illustriert. Bei den als Pfostenlöchern oder Pfostengruben angesehenen Verfärbungen handelt

es sich größtenteils nur noch um ganz flache, muldenförmige Strukturen. Verf. erläutert dies, indem er auf den starken Erosionsabtrag von möglicherweise 50 cm oder mehr verweist, der dazu geführt habe, daß oftmals nur noch die Sohle der Pfostengrube erhalten blieb. Er stellt fest, daß von den identifizierten 20 Gebäuden nur eines, das Gebäude 17/18, zweiphasig sei und unterscheidet in ein-, zwei- und dreischiffige Häuser mit Reihen von je 3 Pfosten. Betrachtet man die dreischiffigen Häuser 5, 6 und 19 etwas genauer, so müssen Zweifel an dieser Interpretation aufkommen. Die Außenschiffe sind ungleichmäßig und z. T., wie bei den Häusern 5 und 19, weniger als 1 m breit, was kaum als sinnvoll für eine Hauskonstruktion erscheinen kann. Die auf Abb. 28 wiedergegebenen Profile der Pfostengruben des Hauses 19 scheinen einen weiteren Hinweis darauf zu geben, daß die Vorstellung von dreischiffigen Häusern wohl nicht zutreffend ist. Von Ost nach West betrachtet liegen die Pfostengruben der 1. und 3. Reihe niveaumäßig höher als die der 2. und 4. Reihe. Bei einem dreischiffigen Haus wäre zu erwarten, daß entweder alle Pfostenreihen gleich tief gesetzt oder die 1. und 4. oder die 2. und 3. Reihe in gleicher Tiefe fundamentiert wären. Es dürfte sich also bei den Häusern 5, 6 und 19 nicht um dreischiffige, sondern vielmehr auch um zweiphasige, einschiffige Gebäude handeln. Sie wurden beim Neubau lediglich etwas stärker seitlich versetzt als dies beim Gebäude 17/18 der Fall war, das auch von M. M. Rind als zweiphasig erkannt wurde.

Sicher darf man dem Autor zustimmen, wenn er wegen einer gewissen Gleichförmigkeit in der Ausrichtung der Gebäude neben weitgehend befundfreien Zonen an eine geordnete Siedlungsstruktur entlang von „Verkehrswegen“ denken möchte; so wie es auf den Beilagen 9 und 10 versucht wurde zu rekonstruieren. Widersprechen muß man aber wohl dem Gedanken an eine Siedlungskonzeption unter „stadtplanerischen Gesichtspunkten“. Die Gründe für eine gleichartige Ausrichtung von prähistorischen Hauskonstruktionen, die sich in Dietfurt andeutet, aber nicht durchgängig zu beobachten ist, können mannigfacher Art sein. So können hierbei Überlegungen der optimalen Ausnutzung des einfallenden Tageslichtes oder auch witterungsbedingte Erwägungen eine Rolle spielen. Niemand käme wohl auf den Gedanken, hinter der im gesamten Verbreitungsgebiet gegebenen, gleichförmigen Ausrichtung der bandkeramischen Langhäuser eine planende und lenkende Hand zu sehen.

Datiert wird die Siedlung von Dietfurt vor allem über die Keramik in die mittlere Urnenfelderzeit. Als charakteristisch für diesen Horizont stellt M. M. Rind insbesondere die sog. Turbanrandschalen mit mehrfach abgestrichenem Innenrand sowie die nach „Attinger Art“ verzierten Gefäße heraus; eine Ansicht, die erst kürzlich von W. Torbrügge bestätigt und als eine regionale Keramikausprägung der reifen Urnenfelderzeit gesehen wurde (Actes du Coll. Nemours 1986, 21).

Der Katalog, der im Original rund 1000 Seiten umfaßt, wurde für die vorliegende Publikation erheblich gekürzt und beschränkt sich lediglich auf die in den Tafelabbildungen vorgelegten Fundstücke; eine zweifellos richtige Vorgehensweise. Zu den Tafeln selbst seien aber noch einige Anmerkungen gestattet. Grundsätzlich ist eine vereinfachte, mehr technisch angelegte Darstellung von Keramik, bei der auf Schattierungen etc. weitestgehend verzichtet wird, für das Verständnis völlig ausreichend. Allerdings müssen dann die Einzelzeichnungen konsequent einheitlich und für den Betrachter auch ohne Texterläuterungen mühelos erfaßbar sein. Auf notwendige Hilfestellungen darf dabei aber nicht verzichtet werden, wie es der Verf. im vorliegenden Tafelteil macht. M. M. Rind verwendet bei seinen Zeichnungen grundsätzlich keine Verlängerungsstriche an den Bruchstellen der Profile von Keramikfragmenten, um zu verdeutlichen, daß das Gefäß nur teilweise erhalten ist. Führt dies bereits zu Betrachtungsschwierigkeiten, ergeben Horizontalstriche, die das mit Profil- und Ansichtseite rekonstruierte Gefäßfragment nach oben oder unten abschließen und so den Eindruck der Vollständigkeit vermitteln, einen falschen Eindruck. Beispiele sind hierfür die Zeichnun-

gen auf den Taf. 13 D 4 oder 22 A, die man zunächst als konische Schalen verstehen wird, wahrscheinlich aber erst nach Lektüre des Kataloges als Unterteile von großen Vorratsgefäßen erkennen kann. Leider unterliegt der Leser solchen Täuschungen häufiger.

Scherbenprofile werden mit der zugehörigen Scherbenansicht sehr unterschiedlich verbunden, gelegentlich mittels durchgezogener oder durch unterbrochene Striche, die einmal oben, ein andermal unten oder auch unten und oben zu finden sind (vgl. Taf. 14 A und andere). Ebenso inkonsequent ausgeführt sind die Rekonstruktionszeichnungen mit einer Profil- und einer Ansichtsseite (siehe z.B. Taf. 22 oder 23). Ungünstig für die Handhabung wirkt sich ebenfalls aus, daß die Tafel-Paginierung immer oben rechts steht, also auch auf einer linken Seite.

Die hier geäußerte Kritik mag nur z. T. dem Autor angelastet werden. Die Ausgangssituation zur Bearbeitung dieser Siedlung und ihrer Funde ist sicher als sehr ungünstig zu werten. M. M. Rind ist zweifellos ein ehrliches und konsequentes Bemühen zu bescheinigen, dem spröden Fund- und Befundmaterial Ergebnisse zu entlocken. Daß dabei gelegentlich statistisches Denken und Bemühen den archäologischen Blick etwas trübten, ist allerdings nicht zu übersehen.

D-3550 Marburg  
Biegenstraße 11

Claus Dobiak  
Vorgeschichtliches Seminar

**Fritz Horst, Zedau. Eine jungbronze- und eisenzeitliche Siedlung in der Altmark.** Mit zwei Beiträgen von Werner Radig. Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, Band 36. Akademie Verlag, Berlin 1985. 178 Seiten mit 18 Tafeln, 95 Abbildungen und 6 Beilagen.

Im Rahmen des Forschungsprogrammes zum Handbuch „Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa“ (B. Krüger [Hrsg.] der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie, Fachbereich Ur- und Frühgeschichte, sollte eigentlich nur eine eisenzeitliche Siedlung ergraben werden. Doch, wie so oft bei Beginn einer unendlichen Grabungsgeschichte, war dies nur ein, wenn auch willkommenes Nebenprodukt, denn zum Vorschein kam auch eine weitaus größere Siedlung der jüngeren Bronzezeit. Das siedlungsarchäologische Defizit in der zentraleuropäischen Bronzezeitforschung ist hinlänglich bekannt, wenn sich auch in den letzten Jahrzehnten die Forschungssituation teilweise erheblich verbessert hat. Es bleiben aber nach wie vor auf der bronzezeitlichen Siedlungskarte in Zentraleuropa große, weiße Gebiete übrig, die nur mühsam regional, wie in den Feuchtbodenregionen des alpinen und circumalpinen Gebietes, oder punktuell, wie Lovčičky (Siedlung der südmährischen Velaticer Kultur: J. Říhovský, Památky. Arch. 73, 1982, 5 ff.; ders., Lovčičky. Jungbronzezeitliche Siedlung in Mähren. Mat.-AVA 15 [1982]) oder – gerade erschienen – Březno (Siedlung der nordwestböhmischen Knovízker Kultur: I. Pleinerová/J. Hrala, Březno. Osada lidu Knovízské Kultury v Severozápadních Čechách [1988]) langsam gefüllt werden. Gleiches gilt auch für weite Landstriche Mitteleuropas und andere Kulturgruppen, bei denen zumeist die Erforschung des „Burgenbaus“ im Vordergrund stand (vgl. zuletzt als Zusammenfassung: Beiträge zum bronzezeitlichen Burgenbau in Mitteleuropa [Berlin-Nitra 1982; erschienen 1984]). Trotz allem lassen sich allmählich dank endgültiger oder vorläufiger Publikationen ländlicher, offener Siedlungen (vgl. z.B. Dampierre-sur-les-Doubs: P. Petrequin, Gallia Préhist. 12, 1969, 1 ff.; Künzing: F.-R. Herrmann, Jahresber. Bayer. Bodendenkmalpfl. 15/16, 1974/75, 58 ff.; Dietfurt: M. Rind, Die urnenfelderzeitliche Siedlung von Dietfurt/Oberpfalz. BAR Intern. Ser. 377 [1987]; München-Unterhaching: E. Keller, Das archäologische Jahr in Bayern 1980 [1981] 72 f.) bescheidene Grundzüge des urnenfelderzeitlichen Siedlungswesens erkennen.